

KINO

Märchenhafter Sci-Fi-Thriller

Der neue Spielberg-Film "Minority Report" ist (fast) bis zum Schluss spannend und actiongeladen. Die Geschichte ist aber an vielen Stellen zu dünn und nicht immer logisch.

Washington D.C. im Jahr 2054. Seit sechs Jahren ist in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten kein Mord mehr passiert. Das, was wie ein Wunder klingt, trägt einen Namen: Pre-Crime Department. Herzstück dieser polizeilichen Behörde sind drei Pre-Cogs. Diese hilflosen, in einem Bassin mit milchiger Flüssigkeit verwahrten Nachkömmlinge von Crack-Müttern haben durch den Drogenkonsum ihrer Eltern eine besondere Begabung erlangt: Sie können in die Zukunft schauen. Das heißt, sie sehen Verbrechen voraus, bevor diese überhaupt begangen werden. Ver-

kabelt mit einem Scanner werden ihre Prophezeiungen für die Pre-Cops sichtbar gemacht, die mit diesen Informationen Täter und Opfer sowie Tatort und -zeit ausmachen, um dann das bevorstehende Verbrechen zu verhindern. Ein scheinbar perfektes System zur Verbrechensbekämpfung, dessen Zuverlässigkeit für den Leiter John Anderton (Tom Cruise) außer Frage steht.

Seit sein eigener Sohn Opfer eines Verbrechen wurde, ist der selbstmitleidige Pre-Cop besessen von der Möglichkeit, die Zukunft verhindern zu können. Eine Idee, die

erst ins Wanken gerät, als Anderton selbst von den Pre-Cops als Mörder erkannt wird. Ein Wettlauf gegen ein angeblich unausweichliches Schicksal beginnt.

Film noir in Grau-Blau

Steven Spielbergs düstere Zukunftsvision in Blau-Grau basiert auf einer Kurzgeschichte des Science-Fiction Autors Philip K. Dick, der ebenfalls die Vorlage zum Kultfilm "Blade Runner" und für "Total Recall" lieferte. "Minority Report", so will es der Regisseur ausdrücklich verstanden wissen, handelt von den gefährlichen Möglichkeiten in einem Überwachungsstaat. Ein Thema, welches angesichts der Anti-Terror-Maßnahmen nach dem 11. September erschreckende Aktualität nicht nur in den USA erlangt hat (der Film wurde aber vor den Anschlägen auf das World Trade Center fertig gestellt).

In der von den Drehbuchautoren Jon Cohen und Scott Frank überarbeiteten Geschichte wird der Leitsatz "That what keeps us safe, also keeps us free" derart auf die Spitze getrieben, bis sich die

Freiheit des Einzelnen in ihr Gegenteil verkehrt: Der gläserne Mensch ist allgegenwärtig. Ob im Kaufhaus, im Fahrstuhl oder in der U-Bahn, bei Eintritt wird erst einmal die Iris überprüft. Flächendeckende Rasterfahndungen mit spinnenähnlichen, krabbelnden Iris-Scannern gehören zum Alltag dieser kalten Big-Brother-Welt ebenso wie überwachte Transportwege, in der Gleiter sogar das Gesetz der Schwerkraft außer Kraft setzen. Beim Einkaufen wird der Kunde nach dem obligatorischen Scan von einer Stimme persönlich begrüßt und sogar die Müsli-Packung spricht mit ihrem Käufer.

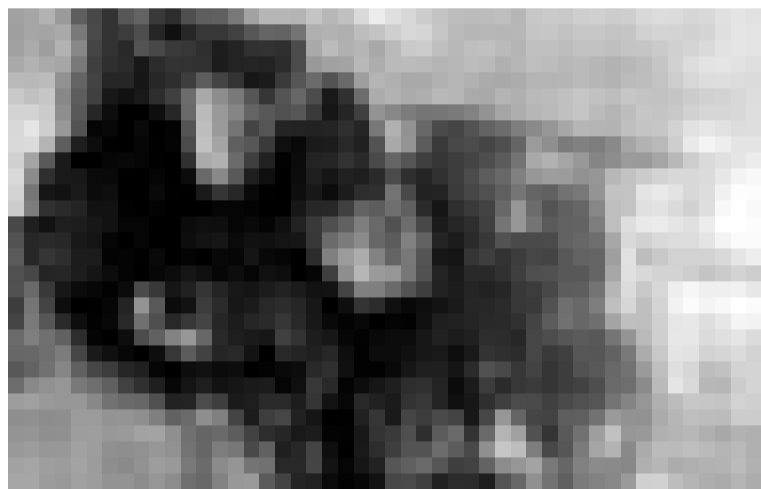
Diese futuristischen Gags und Effekte, von Spielberg während eines dreitägigen, vorbereitenden Think-Tanks mit Zukunftsforschern und Technologen zusammengetragen, eignen sich für die Spannung und zur Unterhaltung vorzüglich, die Handlung machen sie allerdings nicht plausibler.

Das ist vielleicht auch das größte Ärgernis dieses ansonsten meisterhaft inszenierten "Film noir": Einige Szenen sind, bei genauerer Betrachtung, unlogisch, andere wiederum werden durch ein Sammelsurium an (Märchen-)Effekten bis ins Lächerliche verzerrt. So zum Beispiel, als Anderton auf der Suche nach Be-

weisen für seine Unschuld die Pre-Crime-Erfinderin Hineman (Lois Smith) besucht, eine Märchentante mit Harry-Potter-Qualität. In deren verwunschenen Garten wird unser Held beinahe von aggressiven, genetisch manipulierten Pflanzen gefangen. Auch sonst wimmelt der Film von Querweisen: Hitchcock, Ingmar Bergman, Stanley Kubrick, Ridley Scott, sie alle werden in diesem pompösen, 147 Minuten langen Werk zusammengeführt - stilistisch perfekt, aber Spielbergs eigene Handschrift geht dabei verloren. Es ist, als habe sich Spielberg nicht wirklich entscheiden können: für einen plausiblen Sci-Fi-Thriller oder für ein unterhaltsames Zukunftsmärchen. Allerdings mit Seifenoper-Happy End.

Letztlich ist es wohl vor allem dem Tempo (Kamera: Janusz Kaminski) sowie den souveränen Schauspielleistungen eines Tom Cruise und einer Samantha Morton (als Super-Pre-Cog Agatha) zu verdanken, dass das Publikum gnädig über all die Unstimmigkeiten hinweg sieht und doch bis kurz vorm Ende mit den HeldInnen mitfiebert.

Ines Kurschat



Pre-Cop John Anderton (Tom Cruise) wird von seinen eigenen Kollegen gejagt.

GUNTER GRASS

Nachdenken über Deutschland

Letzten Mittwoch feierte Günter Grass seinen 75. Geburtstag.

Eingebettet zwischen Polen und Deutschland lag einst der Freistaat Danzig, richtiger wohl die "freie Stadt Danzig" mit ihrem bunten Völkergemisch aus Polen, Deutschen, Juden und Kaschuben. In seinen späteren Werken bildet seine Geburtsstadt den Hintergrund für Grass' literarische Spurensuche in der "Geröllhalde von Erinnerungen und Verschiebungen und Prägungen", wie der Schriftsteller in einem Gespräch mit Klaus Stallbaum bekannte. In Danzig blieben die Kaschuben eine missachtete Minderheit, von der deutschen wie von der polnischen Stadtbevölkerung ausgegrenzt. Diese Kindheitserfahrungen prägten Grass auf zweierlei Weisen. Er setzt sich bis heute aktiv für Minderheiten ein, so etwa durch die 1997 gegründete "Stiftung zugunsten des Romavolkes". Und er wird als Sohn einer kaschubisch-deutschen Mischehe stets darauf hinweisen, "wie nahrhaft, besonders, was kulturelle Feldfrüchte betrifft, Mischböden sind".

Kaum weniger bedeutend für Grass' Lebenswerk sind seine Erfahrungen als jugendlicher Mitläufer in den Wirrnissen des zweiten Weltkriegs, den er verletzt an Leib und Seele überlebte. Doch wäh-

rend die Kriegsverletzungen verheilten, musste sich das Bewusstsein davon, verführbar zu sein, erst langsam entwickeln. In seinem 1972 erschienenen "Tagebuch einer Schnecke" erinnert sich Günter Grass: "Das große Entsetzen über das Ausmaß der geduldeten, direkt oder indirekt geförderten, in jedem Fall mitverantwortenden Verbrechen kam erst später, mehrere Jahre nach der angeblichen Stunde Null, als es schon wieder aufwärts ging. Dieses Entsetzen wird bleiben."

Diese Haltung unterscheidet G. Grass von einigen seiner Schriftstellerkollegen, die von "Schlussstrich" und "Ende der Schonzeit" säuseln. Seine Biografin Claudia Mayer-Ischwandy bemerkt dazu: "Grass, der zu jung gewesen war, um sich wirklich zu verstricken, will die Wunde offenhalten und auch für sich selbst keine selbstverständliche Schuldlosigkeit reklamieren. Vielmehr bleibt er sich selbst gegenüber skeptisch. Wäre er etwas älter gewesen, hätte er als Mitläufer, so seine Vermutung, wohl alles mitgetragen. Die Last dieser Erkenntnis prägt seither sein Bewusstsein (...)." Hier, so Claudia Mayer-Ischwandy, liegt "der Motor für sein unermüdliches politisches En-

gagement, die Basis für sein Selbstverständnis als Künstler und Bürger und für die Kraft, sich als Querdenker und manchmal Spielverderber zu präsentieren."

Über Nacht bekannt

Diese, für Grass typische Mischung aus Danziger Bodenständigkeit und weltbürgerlicher Betrachtung findet sich bereits in seinem Erstling "Die Blechtrommel", der 1959 erschien und den Autoren über Nacht und über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt machte. Manche nahmen zwar Anstoß an den dargestellten, sexuellen Freizügigkeiten. Aber der Grundtenor war doch der, dass Grass hier ein Wurf gelungen sei, der die deutsche Literatur über Jahrzehnte prägte, wie sein Kollege Hans Magnus Enzensberger damals prophezeite. Die sprachliche Ausgestaltung deutscher Geschichte, in der sich das Groteske und Absurde mit einem scharfen Sinn für die detailgetreue Abbildung der Wirklichkeit vermischt, setzt G. Grass in den zwei folgenden Prosastücken der so genannten "Danziger Trilogie" fort: "Katz und Maus" (1961) und "Hundejahre" (1963). Wenn in Bezug auf Grass' Ro-

mane von Abbildungen die Rede ist, so darf das durchaus wörtlich genommen werden. Über Jahrzehnte sammelt Grass nicht nur Sätze, Fragmente, Sprachskizzen, sondern auch ein Konvolut von Zeichnungen und Entwürfen, die die Entstehung des Romans begleiten. Kaum ein anderer Gegenwartsschriftsteller ist den Bildenden Künsten so nahe wie Günter Grass: seine Lithographien, Zeichnungen, Gravuren und Aquarelle, die das ganze Universum von Grass' Romanwelten darstellen, verkaufen sich ebenso erfolgreich wie seine Bücher.

Ein kritischer Beobachter der Zeitläufte blieb Grass bis

heute. "Zunge zeigen" über seinen Aufenthalt in Kalkutta geriet zu einem aufrüttelnden Plädoyer gegen die Armut, "Ein weites Feld" (1995) setzt sich mit der "Wendezeit" in der DDR auseinander. Sein vorläufig letztes Buch, "Im Krebsgang" (2002) zieht einen Bogen von 1945 bis zu der heutigen Neonazi-Szene. 1999 erhielt Grass den Literaturnobelpreis mit der Begründung, er habe gezeigt, "dass die Literatur eine Macht bleibt, solange sie daran erinnert, was Menschen sich beeilen zu vergessen". Zutreffenderes lässt sich über Günter Grass nichts sagen.

Jhos Levy

Claudia Mayer-Ischwandy: Günter Grass, dtv-Portrait 2002, 240 S. mit vl. Abb., 10 €. Das Gesamtwerk von Günter Grass ist im Göttinger Steidl-Verlag erschienen.

